

da oben aufgeschaut!“ Dann verschwand er in der nächtlichen Ebene wie ein Schatten, der spurlos vor unserm Auge vorüberfliehet.

Zu gleicher Zeit erscholl von verschiedenen Punkten der Ebene her ein klägliches Wolfsgeheul.

„Es sind die Indianer,“ flüsterte Rosenholz; „sie ahmen die Stimmen der Bestien nach, welche noch vor wenig Minuten hier herum schnüffelten. Aber diese Teufel können alte Jäger, wie wir sind, nicht hinter das Licht führen.“

Achtzehntes Kapitel.

Morin Baraja aus dem Regen in die Traufe kommt.

Um das Hereinbrechen dieser neuen Gefahr zu erklären, müssen wir Pedro Diaz auf seinem nächtlichen Ritte nach dem Lager der Goldsucher begleiten.

Das Herz belastet mit bangen Erwartungen trabte er dahin. So oft sich ihm Gelegenheit bot, befragte er die Einöde nach den Zeichen, welche gewöhnlich die Nähe der Indianer andeuten. Schon begann es zu dunkeln, als plötzlich in dem unsichern Zwiellicht ein Reiter vor ihm auftauchte, der langsam dieselbe Richtung nach dem mexikanischen Lager verfolgte. Pedro Diaz trieb sein Thier zu schnellerm Schritte an; er vermuthete, in dem einsamen Reiter einen seiner Gefährten vom vergangenen Morgen zu finden, obgleich es ihm unerklärlich war, wie dieser sich von dem andern getrennt haben konnte.

Kaum aber erreichte der Ton der Hufschläge das Ohr des einsamen Reiters, als dieser sich scheu umwandte und dann seinem Gaul mit aller Kraft die Sporen gab.

„Ihr seid Droche, wenn ich mich nicht täusche?“ rief ihm Diaz nach, verwundert über die unerklärliche Flucht des Mannes.

Der Name Droche aber schien vor dem Auge des Fliehenden Geister heraufzubeschwören, vor deren Erblicken er bebte. Denn ohne sich umzusehen, klammerte er sich fester in die Mähne seines Rosses und stieß ihm die schweren Sporen in die Weichen. So, schauernd unter der Last eines bösen Gewissens, floh Baraja, der Glende, der das Leben seines Genossen vor wenig Stunden auf eine so teuflische Art geopfert hatte.